

FRANZISKA FISCHER

Und
irgendwo
ich

LESEPROBE



INK REBELS Leseprobe © Franziska Fischer 2017

Eins

»Es gibt da dieses Haus.« Wiebke, meine Mutter, muss gegen den röhrenden Motor unseres winzigen Fiats anschreien, der mit hundertzehn km/h schon deutlich überfordert ist. Der Karte nach zu urteilen, ist es nicht mehr weit, und trotzdem habe ich das Gefühl, dass wir so nie ankommen werden. Dass wir eigentlich auf der Autobahn stehen und die dunkle Landschaft vorbeischleicht und uns dabei mit einem mitleidigen Kopfschütteln ansieht. Der Weg von Italien zu dieser Kleinstadt im deutschen Brandenburg wird unserem frisch erstandenen Secondhandwagen ein quälendes Ende bereiten. Zumindest röchelt der Motor bereits verdächtig.

»Was für ein Haus?«, brülle ich zurück und versuche, den Rucksack auf meinem Schoß umzuplatzieren. Meine Zehen sind schon längst eingeschlafen, meine Unterschenkel kribbeln unangenehm.

Für Wiebke ist das normal, von einem Tag auf den nächsten unsere Sachen zu packen, die paar, die wir haben, und einfach loszufahren. Sie wechselt unser Leben

wie andere ihre Saisonkleidung. Wenn wir nachmittags aus der Schule nach Hause kommen, wissen wir nie, ob wir am nächsten Morgen wieder dort hingehen werden. Aber meistens spüren wir das vorher. Man merkt Wiebke an, wenn wieder etwas in ihrem Leben schiefgeht, wenn sie dringend etwas ändern will. Manchmal packen wir unsere Sachen schon, bevor sie es tun kann.

»Dieses Haus eben. Es steht komplett leer, ein Zweifamilienhaus mit Anbau. Den haben wir nur für uns.«

»Nur für uns?« Zoe hat die bisherige Fahrt über schmollend auf der Rückbank gekauert, außer in den wenigen Stunden, in denen sie schlief. Nun schiebt sie einen Bücherkarton ein Stückchen zur Seite und beugt sich nach vorn. »Du meinst, dort wohnt sonst niemand?«

»Nein, im Moment nicht.« Wiebke lächelt vorsichtig in den Rückspiegel. So leicht lässt sich Zoe jedoch nicht von ihrer Wut ablenken. Sie ist glücklich gewesen in Italien, in dieser verwinkelten Villa mitten im Nirgendwo. Wir waren alle glücklich. Glücklicher als sonst. Und dann kamen wir nach Hause, und die Koffer und Kartons waren bereits gepackt, diese schrottreife Karre gekauft, die mit jedem Kilometer langsamer wird, und der Reiseproviand vorbereitet. Magda hatte uns Salate gemacht und selbstgebackenes Brot mit Oliven, Käse und Schinken belegt. Das Essen würde für eine Zwei-Wochen-Tour reichen. Wahrscheinlich hatte sie schon vorher den Wagen gesehen.

»Krieg ich ein eigenes Zimmer?«

»Ja, Pusteblume, du kriegst ein eigenes Zimmer.« Pusteblume, so nennt Mama meine Schwester wegen ihrer Sommersprossen, die so aussehen, als könnte man sie von ihrem Gesicht pusten, und dann tanzten sie wie Pollenschirmchen um einen herum.

Unwillkürlich wischt sich Zoe über die Nase, bevor sie sich wieder zurücklehnt und weiter aus dem Fenster starrt. Auf ihr Gesicht stiehlt sich ein zufriedenes Lächeln. Immerhin hat sie sich in ihren zwölf Lebensjahren bisher immer ein Zimmer teilen müssen. Mindestens mit mir.

»Seit wann weißt du eigentlich schon, dass wir dort hin umziehen werden?«, frage ich.

Wiebke zögert. Einen Moment lang sieht es so aus, als würde sie mich genauso ignorieren wollen, wie sie von Zoe schon die ganze Fahrt über ignoriert wird. Sie streicht sich über den fransigen Pony ihrer Pixie-Frisur und wirft mir schließlich einen flüchtigen Blick zu. »Schon ein bisschen länger als ihr«, gibt sie zu.

»Seit wann?«

»Ein bisschen länger halt. Schließlich musste ich euch rechtzeitig am Gymnasium anmelden, gerade bei dir war das nicht so einfach. Sie haben in Deutschland Zwischenprüfungen nach der zehnten Klasse und wollten dich erst gar nicht in der elften aufnehmen. Na egal, jetzt ist ja alles gut. Frag nicht so viel.«

Also frage ich nicht mehr. Wenigstens weiß ich jetzt, wieso sie mich einen Essay auf Deutsch hat schreiben

lassen und mich vor zwei Monaten gefragt hat, welche Unterrichtsfächer ich wählen würde, wenn ich richtig zur Schule gehen würde. So langsam ahne ich, dass »Alle« keine besonders gute Antwort war.

Ja, natürlich war es offensichtlich, dass ein Umzug bevorstand. Aber genau wie Zoe dachte ich wohl, diesmal würde es das Unausweichliche aufhalten, wenn ich die Anzeichen einfach missachten und mich an der sizilianischen Landschaft festhalten würde.

Musik könnte helfen, nur hat das Auto leider kein Radio. Überhaupt besteht es aus nicht sehr viel mehr als der Karosserie, dem Motor und dem notwendigsten Innenleben. Hauptsache, es fährt uns bis zum nächsten Ziel. Weiter muss unser Wagen sowieso nie kommen.

Seit beinahe zehn Jahren haben wir nicht mehr in Deutschland gelebt. Zoe war damals noch so klein, dass es für sie wie ein weiteres fremdes Land ist, welches sie nun kennenlernen muss. Ich bin wenigstens schon zur Schule gegangen, wenn auch erst seit ein paar Monaten. Immerhin lange genug, um einige wenige Erinnerungen gesammelt zu haben. An einen grauen Schulhof mit Sandkasten und einem Klettergerüst und an einen Speisesaal, in dem alle Kinder gleichzeitig lärmten. An unsere winzige Wohnung, die mir selbst damals zu eng erschien, obwohl ich selbst noch klein war.

Natürlich waren wir zwischendurch immer mal wieder hier, um unseren Vater in Stuttgart zu besuchen. Damit er sicher sein konnte, dass es uns wirklich noch gibt.

Unsere Besuche dauerten jedoch nie lange. Sie reichten für ein paar Ausflüge, ein paar Gesprächsfetzen, ein paar Geschenke. Zoe weinte jedes Mal, wenn wir zurückkehrten, die Koffer doppelt so voll wie vorher mit Sachen, die wir beim nächsten Umzug sowieso wieder zurücklassen mussten, und mit Geschichten von Zoobesuchen und Kinderzirkussen, die in meinem Gedächtnis nicht viel mehr sind als das: Geschichten.

Ich muss mich zusammenreißen, um mich nicht umzudrehen und aus dem Rückfenster zu schauen, nur so, falls wir wirklich kaum vorwärts gekommen sind, falls die Villa Nascosta noch hinter uns steht und ich nur aus dem Auto springen und zurücklaufen muss, um bei Magda in der Küche zu landen und ihr beim Vorbereiten der Pasta zuzusehen.

Aber das wäre albern. Wir sind schon seit fast vier Tagen unterwegs und die Grenze zu Deutschland haben wir bereits gestern passiert. Diese Sehnsucht wird bald vergehen, das weiß ich. Bisher ist sie immer vergangen.

Autobahnschilder ziehen vorbei, Hinweise auf Ausfahrten, Rastplätze und Tankstellen, ein paar Plakate, die vor zu schnellem Fahren warnen. Hier sprechen sie die Sprache, die ich als Erste gelernt habe, die Sprache, die Wiebke, Zoe und mich am stärksten miteinander verbindet. Wir konnten sie immer benutzen, wenn wir uns unsere eigene Welt schaffen wollten.

Ich blicke hinaus in die Morgendämmerung. Mama fährt gern nachts. Dann ist wenig los, als würde die Erde

stillstehen. Einmal tief Luft holen, bevor sie den nächsten Tag ausatmet.

Von hinten dringt Zoes unregelmäßiges Schlafgrunzen zu uns. Sie hat sich gegen den Karton gelehnt und wieder mit ihrer Jacke zugedeckt.

Ich schlafe nicht gern in fahrenden Autos, erst recht nicht auf dem Beifahrersitz.

Rosa Wolken schleichen sich über den Horizont und locken die ersten Farben aus dem Graudunkel der davon-eilenden Nacht.

»Es ist nicht mehr weit. Glaub mir, Lizzy, dir wird es dort gefallen.«

»Natürlich wird es das. Es gefällt mir immer.« Erstaunlicherweise ist das sogar wahr. Überall habe ich etwas gelernt. Überall hat etwas auf uns gewartet.



Etwa eine Stunde später passieren wir das Ortschild. Schwalbenau steht in schwarzen Lettern auf schmutziggelbem Untergrund, es folgen ein wenig Industriegebiet, ein paar große Wohnblöcke, ein Bahnhof, dann etwas historische Innenstadt mit Fußgängerzone. Grüne Schilder, die zu Hotels und Restaurants weisen, braune für Slawendorf Schwalbenau und Heilbad Schwalbenau und Isam-Künstlerhaus.

»Hier ist ja richtig was los«, stelle ich fest, doch Wiebke nickt nur mit zusammengekniffenen Lippen und starrt

nach vorn in den morgendlichen Berufsverkehr.

Die Innenstadt haben wir rasch passiert. Nach einer weiteren Wohnblocksiedlung verläuft sich der Ort in einem Viertel voller Einfamilien- und Mehrfamilienhäusern, wo wir vor einem zweistöckigen alten Haus mit verwildertem Vorgarten halten. Es sieht so aus, als hätte es viel zu lange darauf warten müssen, dass es wieder von jemandem bewohnt wird, mit seiner leicht verwitterten Fassade und den Gräsern, die sich zwischen den Steinplatten hervordrängen. Die Fensterläden sind geschlossen, Farbe blättert von ihnen ab.

»Hier wohnen wir jetzt?«, fragt Zoe.

»Ja, in einem Teil davon.«

»Ganz allein?«

»Habe ich doch schon gesagt.« Ungeduldig öffnet Wiebke die Fahrertür und steigt aus. Steif und gerade bleibt sie neben dem Auto stehen, keine weitere Frage würde jetzt zu ihr durchdringen. Wir wohnen immer irgendwo, in irgendwelchen Häusern, die irgendjemandem gehören. Wem, macht eigentlich keinen Unterschied.

Noch lassen wir das Gepäck im Auto, gehen nur langsam über den Weg. Wir dürfen das Haus nicht einfach überfallen, es muss auf uns vorbereitet werden, uns zunächst begutachten und erschnuppern, bevor es uns wirklich willkommen heißen kann.

Wiebke öffnet die linke Eingangstür zu einer Art in sich geschlossenem Anbau an das Hauptgebäude. Innen lebt Dunkelheit, bis meine Mutter die Fensterläden und

staubigen Vorhänge geöffnet hat. Ein Eingangsbereich, eine Küche, ein übersichtliches Bad, ein Wohnzimmer. Ein paar Möbel stehen darin, still schauen sie uns an, als ständen sie schon seit Jahrzehnten an immer derselben Stelle.

Die ersten Treppenstufen quietschen ganz leise wie ein junger, hungriger Wolf, als Zoe und ich sie erklimmen, immer schneller werden und uns gegenseitig zur Seite drängen und dann jede in eines der kleinen Zimmer stürmen und sie für uns in Anspruch nehmen. Das Haus zuckt zusammen, so viel Lärm veranstalten wir, und augenblicklich werde ich wieder leise. Sehr vorsichtig öffne ich die Fensterläden von meinem neuen Reich und blicke kurz in den Garten hinunter. Ein paar Bäume, verwilderter Rasen voller Wildblumen, ganz plötzlich der intensive Duft von Himbeeren, der sofort wieder verfliegt. Kurz ist mir schwindlig davon, obwohl um diese Jahreszeit keine Himbeeren mehr reifen dürften.

»Auspacken!«, ruft Wiebke von unten, also schleppen wir unsere paar Kisten und Koffer und all das lose ins Auto gequetschte Zeug hinein und hinauf und herum.

»Hier riecht es muffig«, jammert Zoe, während sie einen kleinen Karton mit Küchenutensilien auf dem wackeligen Tisch abstellt. »Aus der Dusche kommt kaum warmes Wasser. Außerdem wird der Herd explodieren, wenn da jemand drauf kocht.«

»Wird er sicher nicht.« Wiebke setzt sich auf einen der ebenso wackeligen Holzstühle und beginnt damit,

eine Einkaufsliste anzufertigen.

Die Küche ist nichts im Vergleich mit Magdas Reich. An den Tisch passen gerade mal wir drei, die Arbeitsfläche wird kaum ausreichen, um mehr als ein bisschen Gemüse schnippeln zu können. Doch immerhin ist es unsere Küche.

Ich nehme meinen Bücherkarton, bringe ihn nach oben und stelle ihn mitten in meinem neuen Zimmer ab. Ein karger Raum, der nun all das beherbergt, was ich besitze, dazu ein kleiner Schreibtisch, mehr Möbel gibt es nicht.

Das ist der Raum, in dem ich Hausaufgaben machen, Bücher lesen, Musik hören werde. Ich werde diese vielleicht sechzehn Quadratmeter Grundfläche anfüllen mit ein paar Monaten meines Lebens, vielleicht sogar mit ein bis zwei Jahren, bevor wir wieder weiterziehen. Die ersten Spuren meines Daseins warten schon in den unausgepackten Taschen und Kartons mit Büchern und Klamotten. Im Rucksack der Laptop und in einer schon fast auseinanderfallenden Reisetasche Bettzeug und mein rotes Kuschkissen, das ich bereits seit dem Kindergarten habe. Meine beste Freundin hat es mir zum Geburtstag geschenkt, damals. Wir waren beide drei oder vier, genau weiß ich es nicht mehr. Nicole. Meine erste richtige Freundin. Komisch, dass ich das noch weiß, dabei habe ich nicht einmal mehr eine Vorstellung davon, wie sie aussah, was wir zusammen gespielt haben, ob wir beide dieselben Bilderbücher mochten. Wir haben viel

zusammen gelernt, Nicole und ich. Zählen und unsere Namen schreiben, in eckigen, schiefen Buchstaben. Alle groß. NICOLE. LIZETTE.

»Ist das Französisch?«, fragen mich die meisten, wenn ich meinen Namen nenne. Ich zucke dann nur mit den Schultern, weil ich es wirklich nicht weiß. Weil es mir auch egal ist. Sprachen und Grenzen haben keine große Bedeutung für mich.

Zoe hockt auf dem zerkratzten Parkett in ihrem Zimmer, das fast ebenso leer ist wie meines, und telefoniert, und als ich in ihrer Tür stehe und sie fragen will, ob sie mit in den Garten hinauskommt, winkt sie mich nur mit einer ungeduldigen Handbewegung davon. Nuschelt dann weiter in einer Mischung aus Italienisch und Englisch in ihr Handy.

Bis in den Garten schaffe ich es nicht.

»Kannst du die Küche enträumen?«, fragt Wiebke. »Das ist eh dein Revier. Ich besorge erst mal Haushaltszeugs und Putzsachen.« Sie drückt mir einen flüchtigen Kuss auf die Wange und eilt hinaus. Gedankenverloren betrachte ich das Chaos, das sie mir überlassen hat.

»Wir sind wie ein Wanderzirkus«, hat Mama uns einmal erklärt. »Wir geben unsere Vorstellung und dann, wenn es an einem Ort für uns nichts mehr zu entdecken gibt, ziehen wir weiter.«

Als Zoe noch kleiner war, fragte sie meine Mutter einmal, wieso das so ist. Wieso wir ständig woanders leben, mit anderen Menschen zusammen, in unterschiedliche

Schulen gehen oder manchmal nicht einmal das. Wieso andere ihre gesamte Kindheit an einem Ort verbringen und wir maximal ein paar Jahre.

Und Wiebke antwortete, dass die meisten Menschen gerade einmal das Haus kennen, in dem sie wohnen, das Büro, in das sie jeden Tag gehen, vielleicht noch die paar Straßen, auf denen sie auf dem Weg zum Supermarkt entlangspazieren. »Aber wenn du groß bist, kennst du fast die ganze Welt. Stell dir das mal vor. Die kennt keine deiner Freundinnen.«

Ich mag den Flickenteppich, aus dem meine Vergangenheit besteht. Jedes Leben ist nur ausgeborgt, an jedem neuen Ort kann ich jemand anderes sein. Ich kann alles zurückgeben, wenn ich es nicht mehr will, sogar mich selbst.

Seufzend beginne ich, das wenige Geschirr, das wir mitgenommen haben, in den altmodischen Küchenschrank zu räumen. Eigentlich ist die Küche hauptsächlich mein Herrschaftsgebiet, nur in dem letzten halben Jahr in Italien war ich Gast, wenn ich Magda beim Kochen beobachtete. Sie mochte es, dass es jemanden gab, der sich all ihre Rezeptideen merkte, der sich mit ihr über Gewürze unterhielt und den Geschichten lauschte, die mit ihren Gerichten verbunden sind.

Seit meine Mutter, die außer zum Backen die Nähe des Ofens meidet, bei dem Versuch, ein Steak zuzubereiten, das Öl zu heiß hat werden lassen und mit dem spritzenden Fett und der Gasflamme des Herdes fast die

Küche in Brand gesteckt hätte, übernehme ich die gefährlichen Arbeiten: Löcher in die Wände bohren und Regale anschrauben, kochen, auf meine Schwester anpassen. Was immer seltener geschieht. Zoe braucht niemanden mehr.

Eigentlich müsste hier erst einmal gründlich geputzt werden, bevor ich weiter unsere Habseligkeiten verteile. Ankommen und gleich auspacken, das hat noch nie wirklich gut funktioniert.

Ich öffne die Tür zur Terrasse und trete auf die Steinplatten. Einige sind bereits zerbrochen, in den Ritzen wuchert Moos. Der Garten ist voller Insekten, sie summen über der kniehoch stehenden Wiese, und auch das erinnert mich an Sizilien. Von dem Honig, den Magda herstellt, hat sie uns zwei Gläser mitgegeben.

Aus den benachbarten Gärten wehen seltsam vertraute Melodien, Worte, die wie unsere sind. Ich bleibe auf der Terrasse stehen und lausche dem Gemurmeln und Gesumme um mich herum, das nur in Fetzen bis hierher dringt. In den nächsten Tagen werde ich in einem Blumenladen vorbeischaun. Gartenkräuter, Herbstblumen. Für mehr ist es bereits zu spät. Der Rest wird Wildblumenwiese bleiben. Ich könnte Magda anrufen und sie fragen, wie man einen Bienenstock anlegt und Honig macht.

Unmotiviert kehre ich in die Küche zurück, laufe ein wenig in dem kleinen Teil dieses Hauses herum und frage mich, wie wohl der Rest davon aussehen mag. Wer als Letztes hier gelebt hat.

In der Kammer neben der Küche finde ich schließlich einen Eimer, den ich mit lauwarmem Wasser fülle. Mit einem alten Geschirrtuch versuche ich, wenigstens den größten Staub zu beseitigen. Immer wieder mache ich eine Pause und trete auf die Terrasse, als würde der Garten mich zu sich rufen.

»Bin wieder da«, ruft Wiebke. »Ich habe fast alles bekommen.« Sie betritt die Küche und betrachtet stirnrunzelnd das bisschen Sauberkeit, das ich bisher zustande gebracht habe. »Viel hast du ja noch nicht geschafft.« Sie lächelt auf mich hinunter. Zehn Zentimeter, so viel ist sie größer als ich.

»Die Schränke müssen erst geputzt werden.«

»Gut, dass ich genügend Lappen gekauft habe.« Nicht nur das, sie hat auch Geschirrtücher, noch einen Eimer, einen Besen, einen Wischmopp und das halbe Drogeriemarkt-Sortiment mitgebracht.

Während ich Pfannen und Töpfe in den frisch gesäuberten Küchenschrank einräume und aus Zoes Zimmer wummernde Musik schallt, wirbelt meine Mutter durch das Haus und hinterlässt überall den sanften Duft von Zitronenreiniger.

Wir essen den restlichen Proviant von Magda auf, und weil wir jetzt nur noch Sachen ausräumen müssten, für die es keine Schränke gibt, begleiten meine Schwester und ich Wiebke zum Matratzenkauf.

»Es ist eh besser, wenn sich jede ihre eigene aussucht«, erklärt sie auf dem Weg zum Auto. Der Fiat schaut uns

ängstlich entgegen, fährt uns jedoch nahezu beschwerdefrei durch die schmalen Straßen zwischen Einfamilienhäusern und Doppelhaushälften und Reihenhäusern. In manchen Gärten wird gegrillt, immer mal wieder laufen Schulkinder den Bürgersteig entlang. Wir biegen ab auf eine Hauptstraße und landen etwas außerhalb der Dreißigtausend-Seelen-Stadt in einem Möbelgeschäft.

Wir entscheiden uns schnell, Wiebke lächelt viel und flirtet mit dem Verkäufer und kann einen Rabatt und eine kostenlose Lieferung noch für den späten Nachmittag aushandeln.

Zoe verkriecht sich anschließend wieder in ihrem Zimmer. Sie ist müde, sagt sie, und Wiebke fährt noch einmal los, um Lebensmittel zu holen, und ich kann endlich wirklich hinaus in den Garten, der ungekämmt und einsam und ein bisschen verwunschen daliegt.

Langsam streife ich durch das von Astern und blühendem Lavendel durchsetzte Gras, berühre die Rinde eines Apfelbaums und erhasche zwischen den Lebensbaumhecken der Nachbarn einen Blick auf satten kurzen Rasen, auf eine Gartenmöbelgarnitur aus dunkelgrüner Plastik und einen gelben Sonnenschirm. Nur kurz begutachte ich den größeren Teil unseres Hauses, der unbewohnt scheint. Still blickt mir die Fassade entgegen.

Am Rande unseres Grundstücks steht ein unver Schlossener Schuppen, Rosen ranken sich daran hoch. Darin befinden sich Gartengeräte, natürlich, was auch sonst. Ein ungeöffneter Eimer Farbe steht in einer Ecke,

darauf eine eingeschweißte Farbrolle und Abklebeband, als hätte jemand einen Plan gehabt und ihn dann vergessen, und jetzt wartet dieser Plan darauf, dass er endlich ausgeführt wird.

Lila. Die Farbe scheint noch gut zu sein. Mit einem Stock rühre ich sie um, dann schleppe ich den Eimer in mein Zimmer. Anderthalb Wände kann ich damit streichen. Anderthalb lilafarbene Wände, der Rest bleibt weiß.

Wir nehmen immer Postkarten mit, bevor wir weiterziehen, jede von uns eine von jedem Ort, und jetzt pinne ich meine Karten in dem neuen Zimmer an eine lilafarbene, gerade erst getrocknete Wand, chronologisch geordnet, und dann sehe ich mein Leben vor mir wie eine Straße, wie einen bunten, schiefen Weg. Nur die ersten sechs oder sieben Jahre fehlen, die, bevor das zwischen meiner Mutter und meinem Vater schiefgegangen ist.

Ich liege auf dem Boden, Spinnenweben hängen unter der Decke, der Geruch von Farbe durchtränkt den Raum. Von draußen dringen Stimmen herein. Ich warte und höre zu und manchmal stehe ich auf und blicke hinaus aus dem Fenster.

Dumpf und ein wenig düster schallt ein Klingeln durch das Haus. Ich gehe nach unten, wo der Matratzenlieferant seine Waren gegen die Treppe lehnt und rasch wieder das Haus verlässt. Wir schleppen die Matratzen nach oben. In Zoes und Wiebkes Zimmern steht bereits jeweils ein Bett, in Mamas auch ein Schreibtisch und

Stühle und ein Nachttischchen, in Zoes hängen Regale an den Wänden.

»Du brauchst noch ein Bett«, stellt meine Mutter fest, aber ich schüttle nur den Kopf.

»Na gut«, gibt sie nach. »Dann wenigstens einen Lattenrost. Wir hätten einen Lattenrost kaufen sollen. Schön geworden, das mit dem Lila. Wo hast du denn die Farbe her?«

»Hab ich gefunden.«

Zur Feier des Tages bestellen wir Pizza, die wir draußen vor der Haustür essen. Immer wieder kommen Spaziergänger vorbei, Mütter mit ihren Kindern, ein älteres Pärchen, eine Gruppe Jugendlicher, bei denen ich mich frage, ob sie auf dieselbe Schule gehen, auf die Zoe und ich gehen werden, oder auf eine andere, und wie viele Schulen es in dem Ort überhaupt gibt. Ein paar der vorbeischlendernden Menschen begrüßen uns, und Mama grüßt jedes Mal zurück.

Später, viel später, liege ich auf der neuen Matratze und betrachte die Nacht draußen vor dem Fenster. Die erste Nacht ohne Zoes leises Schnarchen. Sie ist immer diejenige, die als Erstes einschläft.



Ich koche Spaghetti Bolognese. Unser Ankunftsessen, obwohl wir nun schon seit drei Tagen hier sind. Zoe bereitet den Salat zu. Sie war heute in der Schule, ich wollte

noch warten, einen Tag lang oder zwei, bis das Chaos des ersten Schultags nach den Sommerferien abgeklungen ist.

»Sag mal, Lizzy«, fängt sie an, und ich brauche sie gar nicht anzusehen, um zu wissen, dass es um einen Jungen geht. Trotzdem tue ich es. Ihr Pony fällt ihr über die Augen, und sie streicht ihn ungeduldig beiseite. Manchmal ist Genetik schon sehr willkürlich. Mamas braune Haare, Zoes blonde, die sie von unserem Vater hat, und meine schwarzen, die so aussehen wie die meiner Großmütter früher, väterlicherseits und mütterlicherseits, bevor sie grau wurden. Ich kenne diese Farbe nur von ihren Fotos.

»Ja?«

»Denkst du, wir bleiben diesmal länger hier?«

»Keine Ahnung. Wieso?«

»Na ja«, sie dehnt die Worte, langsam, wartend, »es gibt da so einen Jungen in meiner Klasse, der ist total süß. Aber wenn wir am Ende eh wieder gehen, ich meine, dann ist es doch eigentlich egal.«

»Was? Dass er süß ist?«

»Ja, na ja, dass ich ihn süß finde.« Unruhig wischt sie sich mit der Hand über die Wange und sieht mich an. Ihre blauen Augen wirken groß und müde zwischen all den Sommersprossen.

»Wir gehen immer am Ende, Zoe, aber wir nehmen doch immer etwas mit, auch Freundschaften und Liebe. Außerdem bleiben wir manchmal länger, als wir vorher glauben. Das weißt du doch.«

»Welche Freundschaften hast du denn mitgenommen?«

»Weiß nicht, ein paar.« Ich koste vorsichtig von der Sauce und hoffe, dass Mama gleich wiederkommt. Ihr fällt immer etwas ein, wenn Zoe so lange fragt, bis sie eine Antwort erhält, mit der sie zufrieden ist. Eine Antwort, die wenigstens irgendwann einmal für eine gewisse Zeit wahr sein könnte.

»Also, welche denn?«

»Ein paar halt. Jenny und Monique und Sara vielleicht.«

»Mit denen bist du doch nur noch auf Facebook befreundet. Wenn du kein Profildfoto hättest, wüssten sie nicht einmal mehr, wer du überhaupt bist, und du bist so selten online, dass du ihre Statusmeldungen gar nicht liest.«

»Ohne dein Smartphone hättest du bestimmt auch zu niemandem mehr Kontakt.«

»Streitet ihr schon wieder?« Wiebke wirft uns einen tadelnden Blick zu, als sie die Küche betritt, und verstaubt die letzten Einkäufe in der kleinen Kammer. Ihr T-Shirt schlabbert zu groß an ihrem schmalen Oberkörper herum. Wenn man nicht allzu genau hinschaut, könnte man sie für einen Jungen halten.

»Wir reden nur.« Ich beginne damit, die Nudeln zu verteilen.

Zoe gießt sich einen riesigen Saucensee auf den Teller, in dem verhältnismäßig wenige Spaghetti schwimmen.

Wiebke wirkt nachdenklich, sogar abwesend, während sie die Pasta um ihre Gabel wickelt. Auch wenn sie unsere Ankunft hier offenbar gut vorbereitet hat, hängt sie noch irgendwo fest, bei ihrem Künstlerfreund in der Villa Nacosta vielleicht. Oder schon bei einer neuen Bekanntschaft hier.

Manchmal tut es mir leid um die Zeit, die ich in der Küche herumstehe, nur damit Zoe ihre Portion einatmet, ohne dass diese überhaupt mit den Geschmacksknospen in Berührung kommt. Innerhalb weniger Minuten finden sich auf ihrem Teller kaum noch Essensspuren.

»Gehst du morgen in die Schule?«, fragt meine Mutter, nachdem Zoe sich in ihr Zimmer zurückgezogen hat.

»Ja, vielleicht, mal sehen.«

»Bitte, Lizzy. Du weißt, dass das wichtig ist. Solange du noch keine Ahnung hast, was du nach der Schule mit deinem Leben anfangen willst, solltest du dir alle Möglichkeiten offen halten. Ein gutes Abitur gehört dazu.«

Ich verkneife mir eine ausführliche Antwort, und es gibt viele Antworten, die ich ihr hätte geben können. »Okay.« Als ich mich an sie lehne, spüre ich ihre Wärme durch den dünnen Pulli. Sobald es dunkel wird, schleicht die Kälte durch das Haus. Dann, nach einer kurzen Pause, frage ich: »Wer ist es denn diesmal?«

»Hm?«

»In wen hast du dich denn diesmal verliebt?«

Sie zuckt zusammen. »In niemanden, wie kommst du

darauf?»

»Du siehst so aus, als hättest du dich gerade verliebt und würdest dir nur noch eine Taktik überlegen, wie du ihn rumkriegen kannst.«

»Wie bitte?« Sie sieht mich an, in ihrem Blick liegt irgendwas zwischen Belustigung und Entsetzen. Doch dann lächelt sie und schüttelt den Kopf. »Wir verbringen zu viel Zeit miteinander, Lizzy, und du versuchst viel zu oft, meine Gedanken zu erraten. Aber diesmal liegst du falsch. Ich habe mich nicht verliebt. Wäre ja auch ein bisschen übertrieben schnell, oder? Selbst für meine Verhältnisse.« Sie steht auf und räumt die Teller zusammen. »Ich mache den Abwasch. Du solltest bald schlafen gehen, damit du morgen fit bist.«

»Ja. Sicher.« Ich klaube eine letzte Nudel aus dem Spaghettitopf, nehme noch einen Apfel aus der Obstschale und gehe nach oben. Durch Zoes Tür dringt laute Musik, etwas sehr Poppiges mit Elektrobeat, und das Stampfen auf dem Boden lässt erahnen, dass sie ihre Streetdance-Aerobic-Übungen probt. Sie will an der Schule eine Tanz-AG gründen. Kaum sind wir irgendwo angekommen, ist es so, als wäre sie schon immer da gewesen.

Ich betrachte mein karges Zimmer, in dem die Postkarten noch ein bisschen fremd wirken. Am Wochenende werden wir einen Flohmarkt nach preiswerten Möbeln durchforsten, die wir beim nächsten Umzug einfach hierlassen oder weiterverkaufen können. Bis dahin liegen meine Kleidungsstücke säuberlich gestapelt auf dem Bo-

Zwei

Als ich am nächsten Morgen die Treppe hinunterlaufe, dringt aus dem Bad das Plätschern der Dusche und Zoes Fiepsen. Die Kaltwasserwelle geschieht ihr recht, nachdem ich vorhin ihre furchtbare Handyweckermelodie ertragen musste. Dreimal in voller Lautstärke mit je fünf Minuten Pause dazwischen.

»Mistwasser!«, brüllt Zoe.

Das alte Radio, das wir vor jedem neuen Umzug entsorgen wollen und trotzdem immer wieder mitnehmen, rauscht einen Song von David Bowie vor sich hin. Wiebke schmiert unsere Brote.

»Wenn ich schon nicht koche«, sagt sie wie an jedem ersten Schulmorgen, »kann ich euch wenigstens eure Lunchbox fertig machen.« Zwei belegte Brote, ein Müsliriegel, ein Pfirsich, das ist wohl das Standardprogramm für diesen Ort. In Argentinien waren es Empanadas und in Paris Käsebaguettes. Bei Magda wussten wir nie, was wir in der Mittagspause auspacken würden, aber dort gingen wir sowieso nur sehr selten zur Schule.

»Kann ich mir was zum Anziehen von dir ausleihen?«, frage ich.

»Klar.« Sie sieht nicht einmal auf, sondern summt stattdessen die David-Bowie-Melodie mit, und ich eile wieder die Treppe hinauf, nehme immer zwei Stufen auf einmal, und gehe in Wiebkes Zimmer. Auf dem dunklen Schreibtisch unter dem rechten Fenster liegt ein Stapel Papier, daneben eine kleine Holzkiste, die ich noch nie gesehen habe.

»Diese verdammte Dusche macht mich fertig«, zetert Zoe, während sie die Treppe hinauf in ihr Zimmer stapft. Rasch drehe ich mich zu der Kleiderstange um, an der Wiebkes Sachen auf Bügeln hängen. Erst Hosen, dann Röcke, Kleider und Blusen, Shirts und Tops, zum Schluss Pullover.

Ich schlüpfte in den roten Minirock, der meiner Mutter ein bisschen zu weit ist und mir gerade so passt, gehe in mein Zimmer zurück und ziehe eine halb transparente schwarze Leggings an und ein schwarzes Top. Dann schnappe ich mir meinen Rucksack, hüpfte die Treppe hinunter und verschwinde im Bad, in dem noch feuchtkühler Nebel hängt. Zoe vergisst immer, nach dem Duschen das Fenster zu öffnen, jedes Mal.

In dem dunstigen Morgenlicht, das durch das kleine Fenster fällt, schminke ich mich. Der Spiegel ist an den Rändern noch beschlagen. Schwarzer Kajal, Mascara, dunkler Lidschatten. Ein Friseur in Chicago sagte mir letztes Jahr, zu meinen braun-grünen Augen würden am

besten warme Lidschattenfarben passen, aber derselbe Friseur wollte mir auch die Haare bis zum Kinn abschneiden. Ich habe beide Ratschläge nie angenommen.

Vorsichtig tupfe ich rotbraunen Lippenstift auf. Für einen Moment habe ich das Gefühl, nicht diejenige zu sein, die die Bewegungen ausführt. Als würde ich nur dabei zusehen, wie dieses Mädchen seine Haut mit Make-up bedeckt, wie es die langen Ohrringe aus Silber und Jade von einem argentinischen Schmuckhändler aussucht und ein paar bis über die Schulterblätter fallende Haarsträhnen scheinbar nachlässig zusammensteckt. Wie es sich prüfend betrachtet, eine Fremde, die eine Fremde beobachtet, und all das bin ich.

Hastig stopfe ich den Schmuck und die Schminkutensilien in den Spiegelschrank zurück und drücke meiner Mutter in der Küche einen Kuss auf die Wange, bevor ich mein Essen einpacke.

Sie mustert mich und zieht eine Augenbraue nach oben. »Wir sollten dir bald mal neue Klamotten kaufen«, sagt sie.

»Ja, vielleicht. Bis später.«

»Willst du nicht frühstücken?«, ruft sie mir nur hinterher, als ich bereits im Flur stehe und in die schwarzen Ballerinas meiner Schwester schlüpfte. Sie wird sie heute schon nicht brauchen.

»Keinen Hunger«, rufe ich zurück.

»Geht ihr nicht zusammen, Zoe und du?« Sie kommt heraus bis zur Treppe, in ihrem Blick eine Frage, die sie

nicht stellt. Für einen Moment fühle ich mich nackt in dem kurzen Rock und dem engen Oberteil, dessen Saum ich ein Stückchen weiter nach unten ziehe.

»Ich glaube nicht, nein. Ich muss jetzt los.« Eilig verschwinde ich nach draußen.

Die Luft ist vollgesogen mit Gerüchen, eine Mischung aus Sommer und den ersten Ankündigungen des Herbstes, der selbst jetzt, Anfang September, noch so fern scheint. Der Vorgarten wimmelt von Schmetterlingen und dicken Hummeln, die sich auf den vereinzelt Wildblumen sonnen.

Aus dem Rucksack hole ich den MP3-Player, den unser Vater Zoe vor zwei Jahren zu Weihnachten geschickt hat. Seit sich ihre Welt auf ihr Smartphone reduziert, braucht sie ihn nicht mehr und hat ihn mir deshalb unter mehrmaliger Betonung ihrer Großzügigkeit vor über vier Monaten zum Geburtstag geschenkt.

Mit dem Bus, der ein paar Straßen weiter abfährt, ist man laut Fahrplan in sieben Minuten an der Schule, zu Fuß dauert es etwa zwanzig. Busse drängen einen in die Nähe anderer Menschen. Ich würde Gespräche hören von Mädchen, mit denen ich möglicherweise im selben Chemiekurs lande, von Jungs, mit denen ich Sport habe.

Nicht heute. Nicht jetzt. Heute bleibt mir der Weg und die Sonne und die Musik, bis ich einen Raum voller Fremder betrete, bis ich herausgefunden habe, was ich in welchem Fach bereits wissen sollte und was nicht, bis man mich mustert und eine Schublade für mich findet.

Danach wird alles ganz einfach.

Ich verlaufe mich, weil ich den etwas längeren Weg durch den Stadtpark wähle. Als ich an der Schule ankomme, sind die Flure bereits leer, wie ausgestorben, nichts erinnert daran, dass in den vielen Räumen hinter den Türen andere Schüler sitzen. Ohnehin habe ich nie verstanden, wieso man allen dasselbe beibringen will, obwohl wir doch so unterschiedlich sind.

Ich beobachte meine Schritte auf dem abgenutzten Linoleum, aber das Einzige, das ich höre, ist die Musik aus meinen Kopfhörern, die verzerrten Gitarren und die ebenso verzerrte hohe Stimme, der gelassene Rhythmus, den die Drums vorgeben.

Das Sekretariat ist leicht zu finden. Die ältere Frau mit dem knallroten eckigen Brillengestell reicht mir meinen Stundenplan und einen laminierten Ausweis für die Bibliothek und erklärt mir den Weg zu dem Raum, in dem ich jetzt Deutsch habe. Wünscht mir noch viel Glück für meinen ersten Tag.

Langsam steige ich die Treppen hinauf, das Lied, das ich während des Gesprächs mit der Sekretärin pausiert habe, ist noch nicht zu Ende. Vor der Tür bleibe ich stehen, höre zu, wie die Gitarren immer leiser werden, die Stimme immer zurückhaltender. Dann schalte ich den MP3-Player aus, verstaue ihn wieder im Rucksack, klopfe zweimal kurz an und betrete den Raum.

Fünfzehn Augenpaare sind es, plus eines, das der Lehrerin gehört.

Sie wartet, bis ich die Tür hinter mir geschlossen habe.
»Sie sind Lizette Bergmann?«

»Ja.«

Ein freier Platz vorn in der ersten Reihe, zwei hinten, zwei in der Mitte, einer davon am Fenster.

»Dann suchen Sie sich einen Platz aus.«

Nacheinander mustere ich die Schüler. Mittlerweile reicht es mir, einmal alle Gesichter durchzuscannen, zu beschriften und einzusortieren.

Ich wähle den Fensterplatz neben einer langhaarigen Blondine mit Sonnenbrille in der offenen Mähne. Die Art von Mädchen, die eigentlich nie allein ist.

»Wenn deine Freundin wieder da ist, kann ich mich auch woanders hinsetzen«, sage ich ruhig, während ich meine Sachen auspacke.

Sie erwidert meinen Blick und kneift dabei die Augen kurz zusammen. »Schon okay«, antwortet sie nach einer Weile. »Marlies sitzt jetzt neben ihrem Freund.« Sie nickt schräg nach vorn zu einer anderen Blondine, deren Haare leicht rötlich schimmern.

»Verstehe.«

»Ich bin Annika.«

Ich zögere für einen Moment. »Liz«, sage ich dann.



Wir laufen nebeneinander die Treppe hinunter, Annika und ich, Marlies und ihr Freund. Das Gebäude summt

von all den Stimmen, ab und an ertönt ein Lachen, Namen, die durch die Flure gerufen werden. Annika geht mit ihren Freunden nach draußen auf die Straße, wo sie rauchen können, nachdem sie mir erklärt hat, wo ich die Schulbibliothek finde.

»Komm doch dann nach«, fügt sie mit einem strahlend weißen Lächeln hinzu. »Ist bestimmt superätzend, neu hierher zu kommen und niemanden zu kennen. Ging mir auch so, als ich die Reitschule gewechselt habe, und da muss ich nicht mal jeden Tag hin.«

»Danke«, antworte ich knapp.

Die Bibliothek befindet sich im Keller, der kühl ist und muffig riecht. Von den Wänden blättert die algengrüne Farbe wie in einem zerfetzten, abgestorbenen Meer.

In dem langgestreckten Raum, an dessen linker Wand sich Bücherregale aneinanderreihen, lesen sich nur wenige Schüler durch gelbliche Seiten. Ich finde schnell, was ich suche: Das siebte Kreuz von Anna Seghers, das wir demnächst im Deutschunterricht besprechen werden, einen Roman von Siegfried Lenz und einen von José Saramago, auf Deutsch, leider. Diese beiden lese ich für mich.

Obwohl ich nichts mehr brauche, durchforste ich weiter die Regale, nehme hier und dort ein Buch heraus, warte auf das Klingeln, das das Ende der Pause ankündigt, und als es endlich ertönt, schlendere ich mit meiner Beute zum Ausgang.

Der Junge, der die Ausleihen in die Computermaske

einträgt, kann nicht viel älter sein als ich.

»Du stehst hier nicht drin«, bemerkt er, als er meinen Schülerschein scannt. Er taxiert den Ausweis, als suche er etwas darauf, und blickt dann wieder auf den Bildschirm.

»Ich bin erst seit heute an der Schule.«

Jetzt sieht er mich an, einmal von oben bis unten mit schokoladenbraunen Augen, und für einen nahezu unspürbar kurzen Moment ist mir so furchtbar kalt, als würde ich in diesem abgestorbenen Meer erfrieren.

»Gut. Dann dauert es noch eine Sekunde.«

»Der Unterricht geht gleich los«, sage ich, meine Stimme bricht fast weg. Verärgert räuspere ich mich.

»Hättest ja früher herkommen können. Warst du nicht die ganze Pause lang hier drin?« Er tippt etwas ein, die Tastatur klappert unnatürlich laut in dieser leeren Stille und der Lärm der anderen Schüler scheint so unerreichbar weit entfernt.

Ich schaue zu den Bücherregalen, die so beruhigend vertraut wirken. Egal, wo wir sind, Regale voller Bücher gehörten immer dazu. Tief atme ich ein und aus, erst dann erwidere ich wieder den Blick dieses Jungen, und diesmal klingt meine Stimme genau so, wie sie klingen soll. »Der Raum ist viel zu feucht. Das ist nicht gut für das Papier.«

Er tut nicht einmal so, als würde ihn das interessieren. Stumm scannt er noch einmal meinen Ausweis und schließlich die Codes der drei Bücher.

»Ausleihe ist für vier Wochen«, erklärt er, während er mir den Ausweis und die Bücher über den Tisch zuschiebt. »Verlängerung übers Internet geht nicht, du musst schon herkommen.«

Ich nehme die Bücher und verlasse so schnell wie möglich den Keller.

Kurz vor dem zweiten Klingeln erreiche ich den Unterrichtsraum. Annika und Marlies haben beide Chemie abgewählt, sodass die ganze Show hier von vorn beginnt. Die anderen sitzen bereits, nur noch wenige Plätze sind frei. Ich verkrieche mich in die letzte Reihe hinter einen Typen, der etwa zwei Köpfe größer ist als ich. Vielleicht kann ich mich hier so lange vor dem Lehrer verstecken, bis ich meine wahrscheinlich unendlich großen Wissenslücken geschlossen habe.

Typisch Wiebke, dass sie dieses ganze Schulwechsel- und Kurswahlprogramm nicht mit mir besprochen hat. Sie muss ja auch keine Klausuren über Halbwertszeiten schreiben.

Aus dem an den Unterrichtssaal angrenzenden Zimmer kommt der Lehrer. Mit dem roten Kratzer auf der Wange und den völlig zerzausten, lockigen Haaren sieht er so aus, als hätte er sich gerade mit jemandem geprügel. Ohne Umschweife stellt er sich in wenigen Worten vor, ruft einen Namen auf und lässt den Schüler wiederholen, was im letzten Schuljahr alles behandelt wurde. Der Junge stottert immer wieder, ein anderer hilft ihm aus, und ich schreibe eilig mit und betrachte dann die für

mich völlig sinnentleerten Worte auf dem karierten Blatt Papier. Das wird nicht lustig. Das wird überhaupt nicht lustig.

Kaum ist die Präsentation beendet, öffnet sich die Tür. Der Junge aus der Bibliothek nickt Herrn Reimann zu, bevor er ruhig zwischen den beiden Tischreihen entlangschreitet und schließlich an meinem Tisch stehen bleibt. Er mustert mich nur kurz, bevor er sich neben mich setzt, und ich konzentriere mich wieder darauf, nach vorn zu starren.

Die ganze Stunde über sagt er kein einziges Wort. Die ganze Stunde über blicke ich ihn kein einziges Mal an.

Leseprobe aus:

Und irgendwo ich

von Franziska Fischer